Die Fabeln des Erzpriesters von Hita im Rahmen der mittelalterlichen Fabelliteratur.

Nebst einer Analyse des „Libro de buen amor".

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Königlichen Universität Breslau

vorgelegt und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Otto Tacke

aus Hannover.

ACAD. LUGDUNAT. BIBL.

Montag, den 13. März 1911, vormittags 12½ Uhr im Musiksaal der Universität

Vortrag:

„Die Stellung des Don Juan Manuel in der span. Literatur"

und Promotion.

Breslau 1911.

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Königl. Universität Breslau.

Referent: Professor Dr. Carl Appel.

Das mündliche Examen hat stattgefunden am 21. Dezember 1910.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät erscheint als Dissertation nur ein Teil der Arbeit. Vollständig wird die Arbeit veröffentlicht in Band XXXI der „Romanischen Forschungen", herausgegeben von Professor Dr. Karl Vollmöller (Verlag von Fr. Junge in Erlangen).

K. B. Hof- und Univ.-Buchdruckerei von Junge & Sohn.

Kritische Untersuchung der einzelnen Fabeln des Libro de buen amor.

Vorbemerkungen: Während ich im ganzen der Fabelanordnung bei Roiz treu bleibe, halte ich es für angebracht, die Fabel von dem Froschkönig, die besonders deutlich den Beweis für die Abhängigkeit der erzpriesterlichen Darstellung von der des Lyoner Isopet erbringt, am Anfang zu behandeln. Ausdrücklich weise ich hier noch einmal darauf hin, dass unter Lyoner Isopet stets die Zusammenfassung des lat. Walthertextes und der franz. Paraphrase desselben zu verstehen ist, denn wir werden häufig sehen, dass Roiz, wenn es ihm besser so passte, die Lesungen des lat. Textes benutzte, während er von dem Paraphrasten nur die Anregung zu neuen Gestaltungsmöglichkeiten empfing, ja dieses Verfahren wird gegen den Schluss seines Werkes hin das gewöhnlichere.

Wegen der Heranziehung der anderen Fabelsammlungen bemerke ich: Angeführt werden sämtliche mir bekannt gewordenen Fassungen, im einzelnen untersucht nur diejenigen, die durch die Art ihrer Darstellung geeignet sind, über die Ausdeutungsmöglichkeiten eines Motivs Licht zu verbreiten. Die genetische Anordnung musste wiederholt durchbrochen werden zugunsten einer plastischeren Herausstellung des Hauptgesichtspunktes: des Nachweises für die Abhängigkeit Roiz' vom Lyoner Isopet.

Die Abkürzungen, die ich für die einzelnen Sammlungen verwende, sind die folgenden:

Leyd.	= Fabulae antiquae Ademars.
Wiss.	= Weissenburger Sammlung.
Rom.	= Romulus vulgaris.
Vinc.	= Vincentius Bellovacensis.
Oxf.	= Oxforder Romulus.
Monac.	= Münchener Romulus.
Bern. II	= Berner Mischkodex.
Walth.	= Walther Anglicus.

Prosawalth. = lat. Prosaauflösung des vorigen Werkes.
Neckam = Alexander Neckam.
W_1 = Kopie des Wiener Romulus Ms. Nr. 303.
W_2 = Ableger „ „ „ Ms. Nr. 901.
Berl. = „ „ „ „ Berliner Ms. Nr. 87.
Flor. = Florentiner Romulus.
Nil. = Romulus Nilantii.
Marie = Marie de France.
Rom. Robt. = Romulus Roberti.
LBG. = Dérivé complet.
Hexameterf. / Reimfabeln = Hexameter- / Reim- } fabeln nach dem Nil.
Bern. I. = Berner Romulus.
Odo v. Sh. = Odo v. Sherington.
Sheppei = Jean de Sheppei.

Fabel 1. Enxiemplo en como las ranas demandaban rey a don Jupiter. Str. 199 ff.

Roiz: Die Frösche, die sich ihres ungestörten Daseins erfreuen konnten, baten, auf die Einflüsterungen des Teufels hin, Jupiter um einen König. Jupiter schickte ihnen einen riesigen Kelterbaum, der klatschend ins Wasser fiel und die quakenden Frösche zum Schweigen brachte. Aber bald erkannten sie, dass das doch kein König war, der sie bändigen konnte. Sie stiegen einer nach dem andern auf den Balken und setzten ihr Bitten um einen König fort. Jetzt sandte ihnen Jupiter zornig einen Storch, der die Frösche gleich paarweis in seinen unersättlichen Magen marschieren liess. Nun geht erst recht das Jammern an um Befreiung von dem Ungeheuer, das ihnen ihre Morgen- und Abendfreuden zerstört. Aber Jupiter kennt der selbstverschuldeten Pein gegenüber kein Erbarmen.

Bei Phädrus (I, 2) wird diese Fabel als Parallele zu einem historischen Ereignis, der Unterjochung Athens durch Pisistratus, angezogen; Aesop weist durch sie die Athener auf ihre Torheit hin. In der weiteren Entwicklung hat die Verkennung dieses Zusammenhanges oft zu einer Zerlegung des Apologes in zwei selbständige Fabeln geführt, so bei Walther Anglicus. Die beliebte Fabel ist in nicht weniger als 17 verschiedenen lat. Versionen auf uns gekommen. Leyd. 21; Wiss. III, 7; Rom. II, 1; Oxf. 19; Bern. II 35; Walth. 21 a; Prosawalth. 19; W_1 20, W_2 20, Berl. 21; Flor. II, 1; Nil. II, 1; LBG. 19; Hexameterf. 17; Reimf. II, 1; Odo v. Sh. I, b.

Bei Phädrus schickt Jupiter lächelnd einen ganz kleinen Balken (parvum tigillum), der auch seine Wirkung zunächst nicht verfehlt. Als er aber längere Zeit im Lehm ruhig liegen bleibt, da steckt ein

Frosch den Kopf ganz sachte aus dem Wasser, sieht sich den König an und ruft seine Kameraden. Ihre Furcht ist im Nu verflogen, hurtig schwimmen sie heran, klettern auf dem König herum und tun ihm alle erdenklichen Schmähungen an. Gleichzeitig erneuern sie ihre Bitten um einen tatkräftigen König. Jetzt schickt Jupiter eine Wasserschlange, vor der sich die Armen nicht zu retten wissen. Ihr Quaken ist aus Angst verstummt, und heimlich bitten sie Merkur, sich für sie bei Jupiter zu verwenden.

Die Fabulae antiquae stehen noch durchaus auf dem Boden des Phädrus, der Weissenburger und der Romulustext erst, mit anderen Worten der Aesopus ad Rufum, geben der Sache eine andere Wendung[1]).

Das Lächeln des Gottes schliesst die erste Phase der Verhandlungen ab: für eine solche Bitte der Frösche hat Jupiter nur ein mitleidiges Lächeln. Sie schreien weiter. Aber als sie keinerlei Zeichen des Erfolges sehen, verlegen sie sich aufs Bitten (oder bitten intensiver; beide Interpretationsmöglichkeiten gab das potius rogare coeperunt an die Hand[2]). Der fromme Jupiter (pius Jup.) sandte ihnen nun ein grosses Stück Holz — aber der Verfasser setzt mit Seelenruhe daneben das Deminutiv tigillum aus dem Phädrus, das ihm offenbar unverständlich war. Die Keckheit des naseweisen Frosches, der die anderen herbeiruft, hat übrigens im Romulus noch durchaus nicht die demoralisierende Wirkung, der Respekt der Kameraden hält noch eine ganze Weile vor und äussert sich in demütigen Huldigungen. Erst als die Untertanen merken, dass kein Leben in den König kommt, als sie ihm ihre Aufwartung machen, werden sie dreist. Zu hydrum gibt der Verf. die Glosse id est magnum colubrum (Wiener Rom. colubrum mirae magnitudinis). Von Merkurs Vermittlung ist keine Rede mehr.

Der cod. Bern. II drängt nach seiner Gewohnheit den Inhalt der lang ausgesponnenen Romuluserzählung in wenige Zeilen zusammen. Für seine Einschätzung ist es nicht uninteressant, zu sehen, dass in die Gestaltung auch der Fabeln, die er dem Rom. entnommen hat, Züge aus Odo v. Sheringtón, dem bekanntlich der ganze zweite Teil der hs. entnommen ist, hinein geraten sind. Einen solchen will ich kurz anführen. In allen Abkömmlingen des Ur-Romulus (Rom. vulg., Wiener, Flor., Nilantischer Rom.) ist von dem Herumtrampeln der Frösche auf ihrem König (conculcare) die Rede, wahrscheinlich hat also der Aesopus ad Rufum — der Wiss. lässt eine sichere Ent-

1) Ich bemerke, dass ich in allen Fällen, wo keine bemerkenswerten Abweichungen vorliegen, den Text des Romulus zugrunde lege, da die Weissenburger Bruchstücke nur mit seiner Hilfe zu verstehen sind.

2) In letzterer Weise hat der Wiener Romulus seine Vorlage ausgedeutet; die drei ihn enthaltenden hss. schreiben, der Verständlichkeit halber: instantius clamabant.

scheidung nicht zu —, bestimmt der Ur-Rom. die contumelia des Phädrus und des Ademar in dieser Weise ausgedeutet. Im Bern. II dagegen heisst es: super eum stantes minxerunt. Genau derselbe Ausdruck findet sich in einer Fabel Odos: Wie die Ameisen sich einen König wählen. Zu dieser führen aber Fäden von unserer Froschfabel insofern, als bei Odo die Frösche sich ihren König (zuerst einen Baumstumpf, dann eine Schlange) wählen, Jupiter also gänzlich ausgeschaltet ist. Die Fassung Odos reiht sich damit ein in die Reihe der Königswahlfabeln, die in letzter Instanz aus der Fabel von der Königswahl der Bäume (Buch der Richter IX) abzuleiten sind, und deren er eine ganze Menge anführt. Sie alle nehmen hinsichtlich des den Wählern ungünstigen Ausgangs die Fabel von dem Habicht und den Tauben (Phädr. I, 31) zum Muster[1]), der in der einzigen Parallele

1) Eine Königswahlfabel ist auch die von den Vögeln, die sich erst den Kuckuck, dann den Adler zum König wählen, wie sie in den it. Fabeln, die Hervieux als Walthersche Abkömmlinge qualifiziert, vorliegt. Um die ablehnende Haltung dieser Ansicht gegenüber zu begründen, muss ich etwas weiter ausgreifen. Nur der Anglolatinus (Marie de France, Rom. Rob[1].) kennt die in Rede stehende Fabel. Schon wegen dieser Tatsache steht es schlimm um Hervieux' Behauptung. Aber die Zahl der Fabeln, die uns in den it. codd. begegnen, ohne mit dem Walther, d. h. Buch I—III des Rom. vulg., zusammenzuhängen, ist gar nicht so gering. Ich nenne: Ghivizzani a. a. O. p. 186: Rom. III, 20 (von Walth. nicht mehr versifiziert); p. 199: Rom. IV, 3; p. 201: Rom. IV, 4; p. 207: Marie de Fr. LXVII. Es wird hiernach sehr wahrscheinlich, dass der Anglolat. der der Übersetzung zugrunde liegende Fabelcod. ist. Mall, der ja den Anglolat. ablehnt, meint (Zs. rom. Ph. IX., 203), dass der it. Übersetzer die Marie selbst übersetzt habe. — Zum Beweise der engen Verwandtschaft setze ich den Inhalt des Romulus Rob[1]. neben den der it. Version.

Rob[1]. Als die Vögel versammelt waren, um einen König zu wählen, hörten sie die weithinschallende Stimme des Kuckucks. Alle lobten sie, ohne zu wissen, wem sie gehörte, und wollten den Besitzer zum Könige machen, wenn sein sonstiger Wert der Stimme entspräche. Sie schickten die Meise, um den Vogel zu beobachten. Diese war schon von dem Äussern des trägen Kuckucks wenig angetan, um ihn aber zu prüfen, bedachte sie ihn von einem höhern Baum mit einem ekelhaften Gruss, ohne ihn damit aus seiner Stumpfheit aufzurütteln. Auf ihre Kunde hin wählen die Vögel einen Herrscher, auf den sie sich in Gefahr auch verlassen können: den Adler.

Die italienische Fabel erzählt so: Als die Vögel versammelt waren, beschlossen sie, sich einen König zu wählen, der ihnen Recht spräche. Auf Vorschlag eines Vogels wurde an den Kandidaten, den Kuckuck, der durch seine sonore Stimme Eindruck gemacht hatte, ein Gesandter geschickt, um ihn zu prüfen. Der Bote, der Zaunkönig (sehr hübsch gewählt der re meschino!) überbringt dem Kuckuck die ergebensten Grüsse der Vogelwelt, ohne irgendwelchen Eindruck auf ihn zu machen: der zu so hohen Ehren Erkorene schreit ruhig weiter. Dem Zaunkönig ahnte schon danach, wie wenig der Kuckuck zum

zu Odos Version, wie sie der Anglolatinus aufwies (erhalten im Romulus Roberti und Marie de France) ursprünglich nicht vorhanden war. Ein besseres Zeugnis für Fabelbeeinflussung dürfte schwer zu finden sein, darum führe ich es an. Eigenartig ferner ist der Bernensis II durch die Personifikation, die er dem fröschevertilgenden König angedeihen lässt: er nennt ihn Lucius. Eine Personenbenennung kommt sonst in den Berner Fabeln nur noch einmal vor, in der vierten Fabel, wo der Stier mit Cavius bezeichnet wird. Ebensowenig wie dieser Name zu deuten ist, etwa aus dem Tierepos, bin ich in der Lage, den Namen Lucius zu erklären. Ich möchte aber folgende Vermutung äussern. Die Moral der Berner Fabeln zeichnet sich öfters durch ihre Bezugnahme auf reale Verhältnisse aus; z. B. no. 7 klingt geradezu wie die verbitterte Klage eines nicht zu Ehrenstellen gelangten Menschen, wahrscheinlich eines Mönches. Dass der Verf. ein Mönch ist, scheint namentlich aus dem docet der 39. Fabel hervorzugehen, das sich ebenfalls, man kann geradezu sagen, durch Anspielungen auf Klostermitglieder auszeichnet: Lupus est abbas; Vulpes est procurator, Asinus claustralis. Könnte man die oben erwähnten Namen nun nicht als Äquivalente der Standesbezeichnung auffassen? Ausserhalb des Klosterkreises waren dann die betroffenen Personen geschützt, man verstand die Hiebe einfach nicht. Wir würden eine Gleichung haben mit einer Unbekannten. Lupus est (z. B.) Johannes (id est abbas noster) Serpens (?) est Lucius (z. B. prior noster). Dass der Lucius, wenn die Vermutung überhaupt richtig ist, ein Vorgesetzter war, geht aus der Moral hervor. Sie richtet sich an diejenigen, die die alten wohlwollenden Vorgesetzten geschmäht und neue grausame für sie eingetauscht haben; ein solcher unbeliebter muss eben der Lucius gewesen sein.

Die bisherigen Untersuchungen führten mehr ein in die Frage der Fabelbeeinflussung und Fabelabhängigkeit, als dass sie uns unserem eigentlichen Ziele direkt näher brächten. Erst bei Walther Anglicus treffen wir auf den Weg, der uns zum Erzpriester von Hita führt. Bei dieser Fabel erfordert die Textgestaltung nur wenige Bemerkungen. Ein paar Varianten (v. 16 opus statt onus, hervorgerufen durch das opes derselben Zeile; dazu die Var. opem nach Zeile 14) erklären sich aus Beeinflussung durch Worte der Umgebung, haben auch keinerlei Spuren in den abgeleiteten Sammlungen hinterlassen; andere sind einfach unsinnig oder bedeutungslos. Inhaltlich ist an der Waltherschen Darstellung folgendes bemerkenswert. Auf die zweite (im Romulus

---

Herrscher geeignet sei, um aber sicher zu gehen, sprang er auf ihn, und schmähte ihn auf alle Weise, ohne dass der sich rächte, oder auch nur die Schande empfand. Nach dem Bericht ihres Gesandten machten die Vögel den Adler zu ihrem Herrn.

war es erst die dritte) Bitte hin hören die Frösche plötzlich ein Geräusch in dem Fluss, das von einem aufschlagenden Balken herrührt. Die Angst lässt sofort die heiseren Kehlen verstummen und die Köpfe unter Wasser verschwinden. Die Verhöhnungen des ‚Königs' fallen fort, die Frösche begnügen sich damit, seine Unbeweglichkeit festzustellen. Danach wenden sie sich zum drittenmal an Jupiter. Die Vorstellung des Flusses geht wieder verloren, und die alte des stehenden Gewässers (palus, lacus) kommt von neuem zum Durchbruch.

Zug für Zug stimmt zum Walther der Isopet I, nur dass er von Anfang an die Vorstellung des Sumpfes (palu, madres) festhält. Für Jupiter ist konsequent Dieu eingesetzt.

Die andere franz. Übersetzung Walthers dürch den Lyoner Paraphrasten erfordert, wie man bereits weiss, unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. Rein äusserlich ist an ihr ihre Aufschwellung auf 83 Achtsilbner charakteristisch. Nach der zweiten Bitte gibt Jupiter, der für die erste nur ein Lächeln übrig gehabt hatte, nach und sendet den Balken, der das Quaken der Frösche zum Schweigen bringt. Nachdem sie aber seine Leblosigkeit festgestellt haben, fangen sie von neuem an zu bitten und erhalten von dem zornigen Gott den Storch als König.

Damit stehen wir an dem ausschlaggebenden Punkte, denn, wie erinnerlich, setzt auch der Erzpriester an Stelle der erwarteten Wasserschlange den Storch. Ich betone besonders, dass, unter den bekannten Versionen, einzig und allein der franz. Übersetzer des Lyoner Walther — denn auch dieser hat ydrus wie alle andern mir zugänglichen Walthermss. — und der Prosawalther, über dessen Stellung zur Lyoner Überlieferung in der Einleitung gehandelt ist, den Storch einsetzen. Wäre schon das blosse Zusammentreffen des Erzpriesters mit dem Lyoner Anonymus äusserst auffallend, so wird die Vermutung, dass letzterer der Durchgangspunkt für jenen gewesen ist, wie mir scheint, zur Gewissheit, wenn man in Betracht zieht, dass das Ersetzen des unverständlichen ydrus durch cyoigne sich bei dem Paraphrasten nicht unüberlegt vollzogen hat, sondern von ihm eigens begründet wird. Die die Änderung rechtfertigende Stelle ist wichtig genug, dass ich sie mitteile:

La cyoigne por roi lour baille,
Hydres li liures cy l'apelle,
C'est aigue en grizoiche nouele.
Hydre est por ce li nons de maitre
Que sus les aigues se suet paistre,
Ou por ce que la seignorie
Sus les raignes li est ballie.
Hydre fut uns serpent en Grece
Qu'ocist Hercules iai grant piece.
De cestui ne doiz pais entendre,
Ce ai dit por toi miez aprendre.

Enten donc ce que ie t'ensoigne:
Cy endroit est hydre cyoigne.
Hydre ce dist l'autre pertie,
Est serpent en aigues norrie,
Que dex qui ai de tout la cure
Done es rainnes por lour destruire.
Ou soit serpent ou soit cyoigne,
Des rainnes uai mal la besoigne.

Die erste Begründung, dass der Herrscher, der über dem Wasser seine Nahrung zu finden pflegt, oder dem die Herrschaft über die Frösche anvertraut ist, ydre heissen muss, weil im Griechischen ydre das Wasser bedeutet, ist nicht übermässig zwingend. Die zweite, richtige Herleitung dagegen von der Hydra des Herkules lehnt der Paraphrast ohne ersichtlichen Grund ab, um eine seiner naiven Alltagserfahrung entnommene und durchaus zutreffende Gleichung vorzunehmen: cy endroit est hydre cyoigne, die ja in der weiteren Fabelentwicklung tatsächlich Glück gemacht hat (Lafontaine: grue). Es ist ganz selbverständlich, dass ein mit solchem Blick für das Reale ausgestatteter Dichter wie der Erzpriester von Hita die zweite, untergeordnete Erklärung seiner Vorlage Hydre, ce dist l'autre pertie (sc. des vorliegenden ms., also der lat. Walther, oder eine andere Version?), est serpent en aigues norrie gar nicht in Betracht zog, weil ihm die Vorstellung des Storches, der auf der Froschjagd den Teich umschreitet, wesentlich mehr der Wirklichkeit angenähert erscheinen musste, nachdem er sie einmal kennen gelernt hatte, als die halb-mythische einer Wasserschlange. Für Roiz ist daher der König der Frösche der Storch[1]) und er gibt die mehrdeutige Ausdruckweise seiner Vorlage (ou soit serpent, ou soit cyoigne), die z. B. von goule redet, auf zugunsten der klaren Bezeichnung der Storchattribute, z. B. pico.

Die wörtlichen Anlehnungen an den franz. Text sind bei dieser Fabel unbedeutender als bei anderen; man vergleiche etwa: en sa goule . . . sevelit cop a cop ces rainnes, mit: Su vientro nos sotierra . . . . de dos en dos nos come . . . ., wo das cop a cop eine Spur hinterlassen zu haben scheint in dem spezielleren de dos en dos, denn die Quantitäten zu verändern, ist eine allgemeine bei Roiz zu konstatierende Tendenz. Dagegen lässt sich gleich bei dieser Fabel schön

1) Prof. Appel macht mich darauf aufmerksam, dass die Ebenen Südspaniens durch ihren Reichtum an Störchen ausgezeichnet sind, dass dagegen in Castilien, wo der Erzpriester lebte und schrieb, der Storch ein seltenes Tier ist. Die selbständige Einführung des Storches für den ydrus würde hier also fern gelegen haben. Dass übrigens der ydrus in Frankreich und England ebenfalls keine landläufige Vorstellung war, geht daraus hervor, dass fast sämtliche mss. eine Glosse (id est magnum colubrum u. dgl.) für angebracht halten.

zeigen, dass Roiz auch den lat. Text seiner Vorlage zu Rate gezogen hat gegen den franz. Roiz' Moral (Strophe 206):

Quien tiene lo quel cumple, con ello sea pagado
Quien puede ser suyo, non sea enagenado

ist die wörtliche Wiedergabe des zweiten Waltherschen Epimythions:

Si quis habet, quod habere decet, sit letus habendo
Alterius non sit, qui suus esse potest,

von welchem sich der franz. Wortlaut ganz erheblich entfernt:

Qui puet estre de franc coraige,
Ne s'obligoit[1]) a mal servaige.

Übrigens fehlt gerade dieses Epimythion in unserer Lyoner hs., woraus mit Sicherheit hervorgeht, dass Roiz nicht eine von der uns erhaltenen hs., abstammende Kopie benützt hat; auch der Prosawalther besitzt das fragliche Distichon, folglich kann auch er nicht von dem uns erhaltenen ms. herstammen. Durch die Fesstellung dieser Tatsachen wird eine gewisse Verbreitung des Lyoner Isopet wahrscheinlich gemacht.

Folgende weitere Belege mögen die Abhängigkeit des Erzpriesters vom lat. Text illustrieren:

Las ranas en un lago cantaban et jugaban,
Cosa non les nusia
zu: Dum nihil auderet ludentes ledere ranas.
Cercaba todo el lago
zu: Cepit obire lacum.
Su vientro nos sotierra
zu: Nos sepelit venter (s. o.).
Vengere vuestra locura
zu: Vindicet . . .

Die Frage der Moral muss uns bei dieser ersten Fabel auch kurz beschäftigen. Die einzelnen Sammlungen geben sie bei dieser Fabel in ganz abweichender Auffassung: Der Wiener Romulus lehrt, dass, wer sich nicht beherrschen könne, sich einen Herrscher gefallen lassen müsse, der Nilantische: Wer sich nicht einem milden Herrscher beugt, muss vor einem strengen zitttern lernen, Walther in seinem ersten Epimythion: Jedes Glück muss durch Unglück gewürzt werden. Man muss sich diese Unterschiede einmal vorstellen, um sich dann nicht zu sehr zu wundern über die Änderungen, die sich Roiz gelegentlich, seines Zusammenhangs wegen, erlaubt.

Dass trotz der Bekanntschaft mit den Vorlagen der Dichter in Juan Roiz sich nicht verleugnet, sei an einzelnen selbständigen Zügen, die erst auf Grund der übernommenen Grundanschauungen der Fabel möglich wurden, gezeigt. Die Einführung des Teufels, der den

1) Dialektische Form des Konj. Praes. nach soie.

Fröschen im Nacken sitzt, könnte man zunächst verwunderlich finden, da in der folgenden Zeile don Jupiter erscheint. Aber das völlige Durcheinandergehen heidnischer und christlicher Vorstellungen beobachten wir weder nur an dieser Stelle des Libro de buen amor, noch bei unserm Autor allein. Der Kelterbaum reiht sich ein in die Gruppe der Quantitätsveränderungen und Spezialisierungen, die wir noch öfters feststellen werden, die Übertreibungslust blickt verstohlen aus dem la mayor quel pudo hervor. In den untersuchten Versionen sank der Respekt vor dem „König" nur ganz allmählich; die Szene des unter den Sumpfbewohnern auftauchenden Zweifels lässt sich der Erzpriester merkwürdigerweise entgehen und setzt alle, quantas podian sobir (beachte die wiederkehrende Wendung), sogleich auf den Balken. Dafür aber geht er mit einem überlegenen Humor auf die Tageseinteilung, ich möchte fast sagen die Verteilung der Regierungssorgen der Storchenmajestät ein, die weder abends noch morgen sich Ruhe gönnt, vielmehr unentwegt an ihre Untertanen „denkt". Die Frösche klagen, dass der neue König ihnen böse Abende, aber noch bösere Morgenstunden schaffe — ein feines Beispiel für Roiz' realistische Naturbetrachtung.

Fabel 2[1]). Enxiemplo de como la tierra bramaba. Str. 98ff.

Roiz: Die Erde war schwanger und schreckte alle Menschen durch ihr Wehgeschrei. Jeder erwartete, sie würde eine Schlange oder sonst ein Ungeheuer in die Welt setzen, das alles auffressen oder vernichten werde. Statt dessen gebar sie, unter allgemeinem ironischen Gelächter, einen Maulwurf.

Die Fabel eignet sich vorzüglich, gleich nach der Froschfabel behandelt zu werden, weil in ihr noch einmal eine besonders in die Augen fallende Abhängigkeit des Erzpriesters von dem Lyoner Isopet zu konstatieren ist. Sie steht in folgenden Sammlungen: Phädr. IV, 23; Wiss. IV, 14; Rom. II, 5; Vinc. 11 (14); Walth. 25; Neckam 35; W_1 24, W_2 24; Flor. II, 5; LBG. 90; Sheppei 44.

Die einfache, nur zwei Verse umfassende Erzählung des Phädrus vom Berg in Kindesnöten erscheint im Romulus vulg., im Wiener und Florentiner Romulus insofern verändert, als die Angst der Menschen sehr eingehend geschildert wird; es finden sich bis zu fünf Ausdrücke des Entsetzens. Als dann die Maus glücklich geboren ist, erleichtertes Aufatmen: resumpserunt spiritum.

Walther bringt eine Veränderung dadurch, dass er für den spezielleren Berg das ganz allgemeine Wort Erde einsetzt. Die Erde schwillt an und zeigt durch ihr Stöhnen an, dass sie einer Niederkunft

1) Die erste Roizsche Fabel von der Krankheit des Löwen, die man an dieser Stelle erwartete, gehört ihrer ganzen Struktur nach zu den Fabeln ohne genau fixierbare Quelle, die natürlich am Schluss zu behandeln sind.

entgegengeht. Männer und Frauen kommen fast vor Entsetzen um, denn sie machen sich auf die Geburt von scheusslichen Ungeheuern gefasst. Man scheut sich nahe (zu ergänzen: an die kritische Stelle) heranzugehen. Aber die Spannung löst sich in Gelächter auf, denn das Produkt so vieler Sorge ist eine Maus. Auffallend ist die Einsetzung der Erde für den Berg, doch kann man an dem unzureichenden Ausdruck prope stare cavent erkennen, dass Walther die ursprüngliche Vorstellung „Berg" vorgeschwebt haben muss. Wie hätte er sie auch nicht kennen sollen, da er doch nach dem Romulus arbeitete? Der Grund, weswegen er überhaupt gegen seine Vorlage änderte, ist wahrscheinlich ein ganz äusserlicher (metrischer?) gewesen[1]).

Von den Übersetzungen Walthers behandle ich zunächst den Isopet I. Dessen Verf. sucht in gar nicht ungeschickter Weise einen Ausgleich zwischen mons und terra herbeizuführen, indem er den einen aus der anderen vor unseren Augen entstehen lässt. Er sagt: An einer Stelle, die ganz eben war, blähte sich die Erde empor, so dass ein Berg entstand. Entweder hat er also die Lesart mons irgendwoher gekannt, oder er stiess sich an einem Wort, das der zu allgemeinen Vorstellung Erde zu widerstreiten schien, höchstwahrscheinlich eben an dem prope stare seiner Vorlage.

Die sinnfälligste Entlehnung des Erzpriesters aus dem franz. Text der Lyoner hs. findet sich in der Moral, auf die ich erst unten eingehe. Die zweite auffallende Neuerung, die Roiz ganz allein vornimmt, ist die Einsetzung des Maulwurfs für die Maus. Für sie bot ihm der Lyoner Paraphrast keine Handhabe, wenigstens nicht durch den Text, eher könnte man an eine Anregung durch die Miniaturen denken; diejenigen der Lyoner hs. speziell kenne ich nicht, aber die von Robert (a. a. O. I zu p. 327) reproduzierte Figur zu unserer Fabel würde event. die Vorstellung eines Maulwurfes hervorgerufen haben können. Begünstigt in ihrem Fortwirken mochte die einmal gefasste Vorstellung werden durch die Abneigung des Erzpriesters gegen die Maus (el mur) allgemein (s. Fabel Nr. 12) und durch seine Lust am Spezialisieren, die ihn veranlasste, beinahe schematisch, an die Stelle des Begriffes mur den des mur topo zu setzen[2]).

---

1) Entsprechend dem nur auf einen festen Punkt, z. B. Berg, beziehbaren prope stare verwendet Neckam vicini; aber er behält mons bei, so dass sein Bild richtig ist. Zum Beweise für die Keimkraft, die in einem Fabelstoff liegt, bei richtiger Behandlung, kann übrigens die Darstellung seines Übersetzers, des Isopet II, dienen. Dieser erzählt von einem Bergschloss, dessen Bewohner, durch fortwährendes Lärmen im Innern des Berges erschreckt, eine Maus als dessen Ursache feststellen.

2) Ob der Erzpriester damit vielleicht unbewusst zum Ausgangspunkt des ganzen Fabelmotivs zurückgekehrt ist? Wie erklärt sich die merkwürdige An-

Bei Phädrus warnt die Moral vor grossen Drohungen, die ergebnislos verlaufen: Hoc scriptum est tibi, qui, magna cum minaris, nihil extricas. Ganz anders bereits erscheint sie in den verschiedenen Romuli: ubi terror et timor magnus est, saepe nihil est, d. h. geh' einer Sache auf den Grund, ehe du dich vor ihr fürchtest. Walther fasst beide Lehren in ein Distichon zusammen; oft machen die Menschen am wenigsten, die grosse Drohungen ausstossen (qui magna minantur; Var. qui magna loquuntur), oft ruft eine geringfügige Ursache viel zu grosse Angst hervor. Wenn wir uns fragen, wie Roiz seine Fabel ausgelegt haben will, so geht aus dem Zusammenhange hervor, dass er die leichtfertigen Schwätzer, die mehr versprechen, als sie hernach halten, treffen will. Deutlicherweise passt zu diesem Sinn nur die Var. Walthers: Saepe minus faciunt homines, qui magna loquuntur, die an und für sich eine arge Verirrung von dem echten Sinn ist, denn es spricht niemand in der Fabel. Wie aber nun, wenn der Lyoner Walther nur die Lesart minantur kennt, wie es tatsächlich der Fall ist? Hier hilft uns der franz. Paraphrast weiter; dieser hat aus sich den Begriff des Sprechens aufgenommen, er schreibt:

Qui en mout perler se travaillent
Ce sont cilz qui en fait moins vaillent.

Diese Worte sind es, die Roiz in seinem Zusammenhange gebrauchen konnte und die er darum wörtlich übertrug:

Ome que mucho fabla, fase menos avezes.

Zum zweiten Male ist also handgreiflich der Lyoner Paraphrast die Durchgangsstelle für eine Roizsche Auffassung gewesen, die ihn von dem einfachen Walther scheidet, und die uns rätselhaft sein würde ohne die Kenntnis dieses Zusammenhanges[1]).

---

schauung von den Wehen der Erde und der Geburt der Maus, wenn nicht etwa durch die Beobachtung vom Aufwerfen eines Erdhaufens (der beim Missverständnis des ursprünglichen Sinnes zum „Berg" wurde), aus welchem dann nicht, wie man fürchtete, ein schädliches Tier, sondern ein unschuldiger Maulwurf kam? (Vermutung Appels.)

1) An der Stelle, wo im Romulus und im Florentiner Romulus unsere Fabel von der kreissenden Erde steht, weist der Nilantische Rom., also die Parallelsammlung, eine andere auf, die er de homine qui peperit murem überschreibt. Schon der Ort und der Titel würden auf eine nahe Verwandtschaft hindeuten, wenn nicht auch ausserdem auf Schritt und Tritt dieselben Ausdrücke begegneten. Wie der Verf. der Nilantischen Sammlung auf die Änderung verfiel, lasse ich ausser Betracht. Merkwürdigerweise fehlt die Fabel sowohl bei Marie als bei dem Anonymus LBG. und dem Romulus Robt. Der LBG. entlehnte dann aus dem gewöhnlichen Rom. die alte Fabel von der kreissenden Erde. Wo der Verlust der homine parturiente Fabel eingetreten ist, ob bei dem Sammler des Anglolatinus, oder bei Maries engl. Vorlage, wie Mall annehmen müsste, ist nicht auszumachen.

Fabel 3. Enxiemplo del ladron e del mastin. 174ff.

Ein Dieb, der einbrechen wollte in eine Speisekammer (oder Weinkeller? cillero bedeutet beides) traf auf einen grossen Haushund, der sofort anschlug. Um ihn zu beruhigen, warf der Dieb ihm ein vergiftetes halbes Brot hin. Der Hund durchschaute den Plan und ging aus mehreren Gründen nicht auf ihn ein: für das Brot einer Nacht wollte er nicht seinen täglichen Unterhalt aufs Spiel setzen, den ihm sein Herr nach bewiesener Untreue sicher entzogen hätte, und zweitens ahnte er, dass die Gabe vergiftet sein könnte. Mehr als diese fiel aber ein anderer Grund ins Gewicht, ein sittlicher: Sein redliches Gemüt konnte es nicht über sich gewinnen, dem Herrn, der ihn aufgezogen hatte, untreu zu werden, ganz abgesehen von allem materiellen Schaden oder Nutzen. So bellte er heftig und zwang den Dieb zur Flucht.

Dasselbe Fabelmotiv steht in folgenden Sammlungen: Phädr. I, 23; Leyd. 23; Wiss. III, 9; Rom. II, 3; Vinc. 10 (6); Oxf. 21; Mon. 10; Bern. II. 15; Walth. 23; Prosaw. 21; W_1 W_2 22, Berl. 23; Flor. II, 3; Nil. II, 3; LBG. 21; Reimfabeln II, 3; Hexameterf. 20.

Bei Phädrus und in den Fabulae antiquae fehlt gänzlich das Motiv des Eigeninteresses des Hundes, er handelt gewissermassen nur aus instinktiver Feindschaft gegen den Dieb, ohne an sich zu denken, vielleicht auch aus Ehrgeiz, um nicht die Schande zu haben, überlistet zu sein. Von dieser Fassung zum Romulus klafft die Lücke, die wir fast immer finden; neue Motive erscheinen, und gerade das des Eigennutzes in schroffster Form. ‚Du gibst mir nur Brot um mich zu schädigen, denn, wenn du das ganze Haus geplündert hast, dann wirst du mich verhungern lassen. Du willst mir durch dein Brot den Mund stopfen, so dass ich nicht bellen kann, aber ich durchschaue deine List.‘ Nicht wesentlich verändert erscheint die Fabel in dem Wiener und Florentiner Romulus, die Moral ist immer die: Wehe denen, die für eine Mahlzeit all das Ihre hingeben. Man sieht, wir sind noch weit entfernt von der Auffassung von ‚Hundeethik“ beim Erzpriester.

Ihr nähert sich bereits der Nilantische Romulus, der geschickt aus den schwerverständlichen Phrasen des Romulus eine richtig ablaufende Gedankenreihe entwickelt. Der Hund fragt, ob er das Brot, ohne sich zum Verrat an seinem Herrn zu verpflichten, fressen dürfe, lehnt aber den verlockenden Gedanken sogleich selbst ab mit der Begründung, dass er, wenn er seinen bisherigen Herrn, der ihn so lange gefüttert habe (erstes Auftauchen des Verpflichtungsgefühls!), verrate, auf kein Mitleid des Diebes zu rechnen habe, weil dieser ihm dann mit Recht misstrauen würde. Das Brot würde also für ihn nocivus sein. Wir sehen, beim Nil. berühren sich egoistische und sittliche Motive, und dasselbe lässt sich von den Reim- und Hexameterfabeln behaupten.

Der Prosaabkömmling des Nilantischen Romulus, der Dérivé complet, geht, was Betonung des sittlichen Momentes anlangt, noch über diesen hinaus. Er bringt ein Zwiegespräch zwischen Dieb und Hund. Der Dieb sagt ganz harmlos, warum er wohl dem Tiere Brot schenken solle, wenn er vorhätte, ihm damit zu schaden, und was ein Hund wohl Erstrebenswertes für ihn besitze. Unbeirrt sagt ihm der Hund seine schwarzen Pläne auf den Kopf zu und setzt ihm auseinander, wie er, nach dem Verrat mit allem anderen in des Diebes Gewalt gelangt, unter seinem ehemaligen Betrug an dem ersten Herren würde zu leiden haben, wie er von dem neuen Besitzer zu einer Schlinge um den Hals oder zum Ertränktwerden mit einem Stein um den Leib verurteilt werden würde, und ganz mit Recht. Denn es sei niedrig, dem Herrn, der ihn von klein auf aufgezogen und gefüttert habe, seine Mühe und Kosten so schlecht zu danken und für ein Brot die vielen früheren Nahrungsmittel zu vergessen. — Man sieht, das Hauptgewicht der Erzählung liegt hier schon auf dem Abtragen einer Dankesschuld, was denn auch in dem Epimythion noch ausdrücklich ausgesprochen wird. Der Nil. warnt nur vor Verführern, der LBG. dagegen mahnt positiv zur Dankbarkeit für erhaltene Güter. Eigenartig ist übrigens die auf den Nil. Text so gar nicht passende Titelüberschrift: De fure nocturno et cane seducto in dieser Sammlung.

Bei Walther dienen die 5 Distichen der Rede des Hundes dazu, seine egoistischen Gründe gegen die Annahme des Brotes auseinanderzusetzen, er bleibt also im Banne des Romulus. ‚Nehme ich dein Brot, so nimmst du alles andere fort, und die nächtliche, einmalige Speise, die du mir bietest, beraubt mich meines sicheren Unterhaltes, ist mir also nur schädlich. Der feindliche Ankömmling gefällt mir doch nicht besser als mein Herr'. Der Isopet I deutet das ‚fert munus mea damna tuum' spezieller aus in ‚Ta viende ne m'est sainne', womit er sich in derselben Richtung bewegt wie Roiz, wenn er schreibt: dentro iban las zarazas. Der Lyoner Paraphrast erwähnt den Herrn überhaupt nicht, neu bei ihm ist die Schilderung des Alltagsdaseins des Hundes, die die Versuchung, sich einmal ordentlich satt zu fressen, ganz geschickt steigert; aber trotzdem erklärt das treue Tier: J'ain muez lo pou que tout jor dure.

Eine Annäherung an die Roizsche Darstellung bedeutet also der Lyoner Anonymus diesesmal nicht. Um so besser können wir feststellen, wie der Erzpriester spontan das Motiv vertiefte, weil es seinen Ansprüchen nicht genügte. Dass sich diese Veränderung in derselben Richtung bewegt, die wir schon beim Dérivé complet kennen gelernt haben, spricht für die Annahme gewisser Entwicklungskeime in einem Fabelstoff.

Nicht weniger als viermal lässt der Erzpriester den Hund seinen

Abscheu vor einer traïción, falsedat, maldat, Verletzung der fealdat, die der Herr von ihm erwartet, betonen, so warm spricht auch der LBG. nicht. Während dieses Unterstreichen des sittlichen Handelns ganz auf Rechnung von Roiz kommt, können wir für manches andere auch hier die Vorbilder des Lyoner Isopet verantwortlich machen, so in der Schilderung der persönlichen Nachteile, die dem Hunde aus einem Verrat erwachsen würden. Die Worte:

Non quiero mal bocado, non serie por mi sano,
Por el pan de una noche, non perderé quanto gano

erinnern an:

Je ne vuoil point de pain de nuit,
Miez l'ain de iour quar ne me nuit

und an:

Non amo nocturnum panem

sowie:

Fert munus mea dampna tuum. S. o.

Noch lehrreicher aber für die Arbeitsweise des Erzpriesters als die oben gegebenen Beispiele für seine gemütswarme Schöpferkraft ist der Missgriff, zu dem er sich hat verleiten lassen durch das Bestreben, besondere Wirkungen zu schaffen. Die Andeutungen seiner Vorlagen über die Schädlichkeit des Brotes haben ihm den unglücklichen Gedanken eingegeben, das Brot als vergiftet hinzustellen, — aus der löblichen Absicht heraus, alle Halbheiten zu vermeiden, — und das auch den Hund argwöhnen zu lassen. Damit gräbt sich Roiz selbst das Wasser ab, denn alle seine hohen Worte von Treue und Dankbarkeit sind überflüssig, wenn der Hund weiss, dass das Diebsbrot vergiftet ist; diese Tatsache erspart ihm ja jede Selbstüberwindung.

Die Lokalisierung des ganzen Vorganges in einer Speisekammer ist in dieser Form Eigentum des Erzpriesters. Aber die Veranlassung dazu dürfte er in der Darstellung des Lyoner Paraphrasten gefunden haben:

D'une maison ovrit la porte uns lerres.

Roiz übertraf dann sein Vorbild hinsichtlich der Spezialisierung und der Gegenständlichkeit.

Fabel 4. Enxiemplo del alano que llevaba la pieza de carne en la boca. Str. 226ff.

Ein gefrässiger Bullenbeisser durchschwamm[1]) einen Fluss mit einem Stück Fleisch im Maule. Das Schattenbild spiegelte ihm ein doppelt so grosses im Wasser vor, er suchte dieses zu erschnappen und verlor das wirklich vorhandene.

1) Die für uns naheliegende Frage: Wie kann der Hund das Spiegelbild im Wasser sehen, wenn er selbst schwimmt? scheint die Fabeldichter nicht beunruhigt zu haben; vgl. Walthers nat.

Die kurze Fabel findet sich in folgenden Sammlungen: Phädr. I, 4; Leyd. 7; Wiss. I, 6; Rom. I, 5; Vinc. 3 (4); Oxf. 5; Mon. 5; Bern. II. 12; Walth. 5; Prosaw. 5; Neckam 13; W_1 5, W_2 4, Berl. 5; Flor. I, 5; Nil. I, 5; LBG. 5; Reimfabeln I, 5; Hexam. 5; Bern. I. 3; Odo 61; Sheppei 3.

Gegenüber der reicheren Ausgestaltung des Phädrus und der Fabulae antiquae, die die vollständige Spiegelung des ganzen Hundes annehmen und seinen Neid auf den fremden Hund zum Motiv seines Handelns machen, bedeutet die Romulusfassung, die nur den Reflex, des Fleischstückes, selbst ohne quantitative Unterschiede, zum Ausgangspunkte der törichten Handlung macht — mag sie auch die Moral noch klarer dadurch herausstellen — eine Verarmung, die auch der Flor. und der Nil. Romulus beibehalten, während der Wiener ganz logisch einfügt: cuius (sc. partis carnis) umbram cum vidisset in aqua, majorem suspicatus est, also eben das, was wir vermissen.

Walther Anglicus ersetzt das allgemeinere flumen transiens durch entschlossenes nat. In übler Rhetorik erörtert er, wie der Besitz die Tendenz zur Vergrösserung in sich trage. Die lat. Prosaauflösung Walthers gibt dem Hunde einen Knochen. Mit dieser Neuerung steht der Verf. der Paraphrase in der gesamten Fabelliteratur allein da, aber sie trägt auch das Merkmal seiner Originalität an sich! Schon bei der Froschfabel hätte ich einer anderen unglücklichen Neuerung desselben Textes Erwähnung tun können, der Ersetzung des Jupiter durch Rusticus. Ich trage das lieber an dieser Stelle nach und ziehe nun aus den beiden Fällen den Schluss, dass der Zusammensteller der Fabeln im Ändern eine unglückliche Hand hatte. Dadurch gewinne ich ein indirektes Argument für die Behauptung meiner Einleitung, dass der Sammler nach dem Lyoner Isopet arbeitete, da man ihm eine so glückliche Änderung wie ydrus in ciconia schlechterdings nicht zutrauen kann.

Die Abfassung der Fabel beim Lyoner Paraphrasten ist wiederum äusserst charakteristisch für die Sammlung. In echt epischer Manier erzählt uns der Anonymus erst, wie der Hund zu dem Stück Fleisch gekommen ist, wodurch unsere Anteilnahme gesteigert wird, dann von seiner Angst, verfolgt zu werden, und dem Fluss, der sich seiner Flucht entgegenstellt. Der Schemen des Fleisches im Wasser vervielfacht die Zahl der Stücke (das multeplie lo nombre ist aber mit Rücksicht auf das folgende als ‚verdoppelt die Zahl' zu interpretieren), und der Hund will statt des einen Stückes zwei haben.

Wenn auch der Erzpriester den Zwei-Begriff auf das Volumen des Fleischstückes überträgt — das Stück im Wasser erscheint doppelt so gross —, so werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, dass er den, ausser bei ihm, nur im Lyoner Anon. zu findenden Zwei-

zahlbegriff herübernahm und ihn nur in seiner Weise modifizierte. Im übrigen bot die Fabel wegen ihrer Kürze dem Dichter wenig Gelegenheit zur Betätigung. Einen Versuch können wir aber gleichwohl anmerken: Anstelle des Hundes ganz allgemein, wie er in allen Sammlungen auftritt, drängt sich seinem sondernden Geiste unwillkürlich die Vorstellung des blutgierigen Bullenbeissers auf[1])[2]).

Fabel 5. Enxiemplo del caballo e del asno. Str. 237.

Roiz: Ein Streitross, dessen Herr im Dienste seiner Dame ins Feld ritt, überholte einen Packesel, der weit vor ihm gegangen war, an der steilsten Stelle eines Berges. Der mutige Galopp, der die Erde erdröhnen liess unter den Schlägen der Vorder- und Hinterhufe, das Klirren des edeln Zaumzeugs setzten die anderen Tiere und auch den armen Esel in Schrecken. Das übermütige Ross weist ihn herrisch bei Seite: ‚Dummer Kerl, kannst du nicht Platz machen?' Leichtfüssig eilte das kluge Tier ins Feld, in der festen Hoffnung, als Sieger heimzukehren. Statt dessen wurde es durch einen Lanzenstich schwer verwundet, so dass die Eingeweide austraten. Nach der Rückkehr aus dem Felde musste es allerhand niedere Dienste tun, pflügen, Holz schleppen, den Ziehbrunnen oder die Wassermühle bedienen, und so

1) Der Isopet II, die Übersetzung der Disticha Neckams, die sich sehr weit von ihrer Vorlage entfernt, setzt ähnlich für das Fleischstück allgemein ein Hammelviertel ein und kehrt zu der Auffassung des Phädrus zurück, dass der Hund seinen Schemen für einen Rivalen hält und ihn beneidet. Letzteres kann sehr leicht durch ein Verlesen beim Kopieren gekommen sein, indem für: Umbram prospexit carnis in amne canis canis an Stelle von carnis gelesen wurde.

2) Die Originalität des Dérivé complet, die wir schon oben hervorgehoben, beweist sich aufs neue, in hübschester Weise bei unserer Fabel. Anhangsweise sei darum auf sie eingegangen. Ein Hund überschreitet auf einer Brücke einen Fluss, dessen Durchsichtigkeit im Interesse des folgenden besonders erwähnt wird (fluminis perspicui et puri), im Maule trägt er einen Käse. Dessen Widerschein im Wasser veranlasst ihn zu einem raschen Sprung in den Fluss, der ihm den Verlust des wirklichen Besitzes kostet. — In der Ersetzung des Fleisches durch den Käse wollte Du Méril (Poésies inédites du m. a. 1854, p. 158) eine Besserung sehen, indem durch die leichte Löslichkeit des Käses im Wasser die Möglichkeit der Wiedererlangung vermindert würde. Näher als diese gesuchte und noch dazu anfechtbare Deutung liegt die Annahme eines Lesefehlers der carnem in caseum umdeutete und der dann bereits dem Sammler des Anglolatinus passiert sein müsste, da Marie und LBG. von Käse sprechen. Für Mall ist die Neuerung sehr viel schwerer zu erklären, weil er ja eine direkte lat. Vorstufe zu Marie leugnet, weshalb der Fehler im engl. Esope der Marie untergelaufen sein müsste. Dass tatsächlich ein solcher Lesefehler vorkommen konnte, geht daraus hervor, dass der Isopet 1 auch die Käsevar. hat, und zwar hat er sie gelesen, denn er kennt auch die Fleischvar. Durch sein Räsonnement über die vorzuziehende Lesung erinnert er uns sogleich an das, was der Lyoner Anon. anstellte über ydrus und cyoigne.

die Liebe seines Herrn zu der Dame büssen. Der Zustand, in den es geriet, war erbarmenerregend. Der Nacken vom Joch wund gescheuert, die Nüstern geschwollen, die Kniee durchgestossen, die Augen tiefliegend und rot wie Rebhühnerfüsse. Am Leibe traten die Hüftbeine hervor, da die Weichen eingefallen waren; die Ohren hingen traurig herab. Der dumme Esel, der seinen stolzen Gefährten so wiedersah, lachte dreimal auf und fragte höhnisch: ‚Na, du übermütiger Genosse, wo sind nun deine Püffe? Wo hast du dein goldenes Zaumzeug, deinen Sattel, deinen Stolz, deine Händelsucht gelassen? Dein fürderes erbärmliches Leben mag die Strafe für deine Selbstüberhebung sein?'

Die Fabel erscheint an folgenden Orten: Leyd. 37; Wiss. III, 3; Rom. III, 3; Vinc. 17 (21); Oxf. 33; Walth. 43; Neck. 32; W_1 41, W_2 42, Berl. 42; Flor. III, 3; LBG. 97; Sheppei 12. Hier begegnet uns also zum erstenmal der Fall, dass eine nicht im Phädrus belegte Fabel zu untersuchen ist. Doch glaube ich den Nachweis erbringen zu können, dass doch noch ein, allerdings verdeckter, Zusammenhang zwischen der neu auftretenden Fabel und dem alten Phädrusgut obwaltet.

In dem Appendix des Phädrus wird als 19. Fabel aufgeführt: Equus quadrigalis in pistrinum venum datus. Ein Ross, das vor der Quadriga grosse Triumphe gefeiert hatte, wurde in eine Stampfmühle verkauft. Als man es einst von den Mühlsteinen weg zur Tränke geführt hatte, sah es seine Gefährten von ehedem in den Zirkus gehen zu neuem, ehrenvollen Kampf. Tränenden Auges beklagt es sein Geschick, das ihm die Teilnahme daran verwehrt. — Ich halte einen Zusammenhang zwischen dieser Fabel und der unserigen für sehr wahrscheinlich, trotz der beträchtlichen Abweichungen, zumal man sehr leicht einen Grund dafür anführen kann, warum die Fabel vom equus quadrigalis sich verändern musste in der Hand des ersten Paraphrasten; ihm war der Begriff des römischen Zirkus abhanden gekommen, und er suchte nun, unter teilweiser Beibehaltung der Phädrusfabel, ihr eine einigermassen passende Vorgeschichte zu geben. Dabei trat ihm an die Stelle der Resignation der alten Fabel (Ferendum esse aequo animo, quicquid acciderit) die Demütigung für frühere Überhebung, die sich leicht aus der Gegenüberstellung von Ross und Esel, seiner Zutat, ergab. Einen Reflex von der Auffassung des Rennpferdes kann man noch in dem currendo ruptus der Fabulae antiquae und sonst sehen; das currendo trug den Keim in sich, auf das Wettrennen bezogen zu werden, wie es bei Walther tatsächlich gefasst ist, und wie es der Flor. verstanden wissen will nach seinem Zusatz calcaribus totus laceratus. Das phaleris insolens war zunächst ein Epitheton ornans, wurde aber, wie wir sehen werden, bedeutungs-, ja verhängnisvoll, weil dadurch die Vorstellung des Rennpferdes mit der des Streitrosses vermengt

wurde. An Stelle der Beschäftigung in der Mühle tritt das noch kränkendere Beladenwerden mit Mist. — Der neuerfundene Teil der Fabel ist im Leyd., wie folgt, dargestellt: Ein Pferd begegnet an einer engen Stelle einem von Ungemach (malis) niedergedrückten Esel, der ihm zu langsam ausweicht. Kaum bezwingt es sich, ihn nicht mit den Hufen zu bearbeiten. Der Esel schweigt und ruft die Götter zu Zeugen seiner Schmach an. Als das Pferd gestraft ist durch unwürdige Behandlung, verspottet er es.

Haben wir sonst fast immer einen beträchtlichen Unterschied zwischen der Fassung Ademars und dem Romulus aufzuzeigen, so bringt hier der Romulus dieselben, wenn auch etwas ausführlicheren Ausdrücke wie die Fab. ant. Das für ihn offenbar dunkle ‚quid tibi gloriose faleris?' ersetzt er durch ‚Quid tibi profuerunt illa ornamenta pretiosa?'; auch die Moral der Fab. ant. erleidet eine Abbiegung, für ‚denke an deine Zukunft, die dich unglücklich machen kann!' tritt ein: ‚Niemand soll seine Macht benützen, um andere zu schrecken (resp. zu verletzen, nach dem Wiss.!)' Immerhin ist die Übereinstimmung auffallend. Auf die Frage nach einer gemeinschaftlichen Quelle für Ademar und den Aesopus ad Rufum, die nicht der Phädrus selbst wäre — Hervieux leugnet eine solche — kann ich mich hier nicht einlassen[1]).

Der Walther bringt an neuen Zügen folgendes: Das Pferd, mit dem vergilischen Beinamen sonipes geschmückt, spielt sich dem Esel, den es in einer engen Gasse trifft, gegenüber als Herr auf und entschliesst sich nur schwer, ihm sein langsames Ausweichen zu verzeihen. Der Esel schweigt furchtsam und beschämt und lässt die Drohungen an sich abprallen. Das Pferd aber büsst seine hohe Ehre bald ein; bei seinem Versuch, zu siegen, wird es besiegt, und die zerrissenen Eingeweide hindern es am weiteren Laufen (deutliche Vorstellung des Wettrennens, aber sogleich verdunkelt durch die folgende Waffenschilderung). Man nimmt ihm seine glänzende Ausrüstung ab und spannt es vor einen Reisewagen. Sein Rücken wird spitz vor Magerkeit, auf dem Bug bilden sich Geschwüre. Der Esel fragt triumphierend nach dem schönen Sattel, und wohin sein Übermut gekommen sei.

---

1) Ich verweise darauf, dass mehrere Fabeln, die Ademar und der Aesopus ad Rufum gemeinsam haben, die aber Phädrus nicht kennt, nichts weiter als Umkostümierungen phädrischer Stoffe sind z. B. Volucres, quadrupedes et vespertitio von Graculus superbus, Leo et pastor von Leo et mus (welche zwar nicht in unserer Phädrushss. steht, aber ihm sicher zugehört). Mit ihnen liesse sich unsere Fabel vergleichen. Man könnte etwa an eine Erweiterung des Phädrus denken, die in den gewöhnlichen mss. stand und so gewissermassen mit ihm verschmolz. Die Annahme einer umarbeitenden Hand zwischen dem lat. Autor und unseren Paraphrasen hätte manches für sich.

Der Lyoner Übersetzer Walthers zieht ganz richtig die Konsequenz aus seiner Vorlage und setzt auf das Pferd einen Reiter, der es in der Stadt spazieren und einen Berg hinanreitet[1]). Das goldene, in der Sonne funkelnde Zaumzeug hebt das Selbstbewusstsein des Tieres. Der zu langsam ausweichende Esel demütigt sich nach den herrischen Worten des Pferdes und fleht um Gnade, das Ross neigt nur das Haupt und geht vorüber. Später kämpfte es gegen andere Rosse, wurde aber so geschlagen d. h. verletzt, dass es die ehrenvollen Waffen nicht mehr tragen konnte. Mit dieser letzten Wendung und mit der obigen Schilderung der Waffen sehen wir auch bei dem Lyoner Anon. wieder die Inkonsequenz ihren Einzug halten, die Renn- und Streitross vermengt. Als Wagenpferd bekommt das Tier bald einen spitzen Rücken und abgestumpfte Schulterblätter. Das Hinterteil, durch die Arbeit zerschunden, wird pomelé[2]). Bei der Übertragung des Satzes: surda praeterit aure minas hat sich der Übersetzer im Subj. geirrt und die Worte, die auf den Esel gehen, auf das Pferd bezogen:

outre passe . . .
N'est autre samblant·qu'il en face;

er musste das auch tun, um sich nicht mit sich selbst in Widerspruch zu setzen: sein Esel war ja nicht surda aure vorübergegangen.

Derjenige, der nun endlich entschlossen mit der Halbheit des destriers und des Rennpferdes bricht, ist Roiz; er erkannte das Schiefe der Lyoner Auffassung, nachdem er ihre Anregungen empfangen hätte. Er lässt von der ersten Zeile an keinen Zweifel darüber, dass er von einem destrier erzählen will, der Reiter (valat) des Lyoner Paraphrasten wird ihm darum ein señor. Ja zu der Vorstellung des Streitrosses gehört ihm gleich ein ganzer Roman, der mit den Worten: porque forzó la dueña el su señor valiente ganz kurz, aber verständlich angedeutet wird; später kehrt das Motiv des ritterlichen Minnedienstes noch einmal wieder: escota el soberbio el amor de la dueña. Die Waffen, deren Berechtigung bei einem Rennpferde sehr anfechtbar war, verhelfen durch ihr Klirren (der Lyoner Dichter wusste nur von ihrer optischen Wirkung zu erzählen) dem Auftreten des Rosses zu dem nötigen Nachdruck, den der energische Hufschlag, der an das sonipes Walthers anknüpft, dem Donner vergleichbar, noch verstärkt. Das Zusammentreffen von Pferd und Esel erfolgt an einem Abhang, in konsequenter Weiterbildung der zweiten Ortsangabe des Lyoner Anonymus. Die pointierte Gegenüberstellung: coydó ser vencedor et fincó el vencido erinnert mehr

1) Wie nah die Einführung des Reiters lag, geht aus dem Neckam hervor, der einen Hymnus auf den Reiter, den dominator totius orbis, der das Pferd verehre, einflicht, sonst aber im Rahmen des Rom. bleibt.

2) Der Sinn von pomelé bleibt durchaus unklar.

an den lat. Text: dum vincere temptat, vincitur. Das folgende dagegen, die Verletzung durch eine Lanze, die das farblose tant batuz ersetzt, ganz im Rahmen des ritterlichen Anstriches der Fabel, wäre ohne die franz. Vermittelung schwer aus dem lat. Text abzuleiten; nun erst sind die herausquellenden Eingeweide recht am Platze. Die Behandlung, die der Erzpriester dem verstümmelten Pferde angedeihen lässt, das nach seinem Ausdruck keine Muskatellerbirne mehr wert ist, gleicht dem Wagenziehen der Vorlagen gar nicht, sondern führt den allgemeinen Begriff labor (travail) aus. Pflügen, Holz schleppen, den Ziehbrunnen, die Wassermühle bedienen, das ist seine Beschäftigung. Bei der Mühle kann man eine Anmerkung erneuern, die schon einmal gemacht wurde, dass nämlich der entfernte Nachbildner des Phädrus spontan einen längst aufgegebenen Zug des Originals aus sich neu erfinden kann. Bei Phädrus handelte es sich um eine Stampfmühle. Die in seinen Vorlagen leise angedeuteten Schädigungen, die das Pferd erleidet, geben Roiz Gelegenheit zu einer naturalistischen Schilderung, die heute kaum übertroffen werden könnte. Den vom Joch zerschundenen Hals, die spitzgewordene Wirbelsäule fand er vor. Er aber sieht schärfer, er entdeckt noch die eingefallenen Weichen, die herausstehenden Hüftbeine, die geschundenen Kniee. Letztere sind eine Folge der Schwäche, die das gequälte Tier oft in die Kniee sinken lässt, ja mit dem Kopf auf den Boden aufschlagen, so dass auch die Nüstern ganz verschwollen sind. Am meisten aber ist der edle Kopf entstellt. Warum der Esel, als er das Jammerbild sieht, gerade dreimal lacht, sieht man nicht ein. Diese Art der Detaillierung und solche Übertreibungen, wie die mit der Muskatellerbirne, haben etwas Gesuchtes, Spielerisches an sich, sie sind die Kehrseite der scharfen Beobachtungsgabe des Erzpriesters.

Die ersten Worte des Esels sind, unter deutlicher Bevorzugung des franz. Textes, aus der Vorlage übersetzt:

Compannero soberbio, dó son tus empelladas?
Dó es tu troble freno e tu dorada silla?
zu: Di moi, fait il, cheval vaillanz,
Qu'estoies si soresaillanz,
De la selle ou est la noblesce,
Et dou froin dorey la richesce? und
zu: Dic, sodes, ubi sella nitens, ubi nobile frenum?

Merkwürdigerweise nimmt der Erzpriester diesesmal die Moral aus der Fabel selbst, aus den Worten des Esels: Jugend, Brauchbarkeit, Kraft, Gesundheit und Ehre vergehen mit den Jahren. Seine Verse sind wiederum wörtlich dem franz. Text entnommen:

Honours et beautez et iuenesce
durent trop pou, si fait proesce
zu: Que fuerza, e edat, e honra, salud, valentia
non pueden durar siempre, vanse con mancebia.

Die gewöhnliche Moral konnte er in seinem Zusammenhang nicht gebrauchen, denn weder auf die Predigung des Mitleids (Walther) noch auf die Schilderung des Glückes mit Namen Folx-est-qui-s'i-fie (Lyoner Anon.) kam es ihm an.

Fabel 6. Enxiemplo del lobo, e de la cabra e della grulla. Str. 252 ff.

Roiz: Der Wolf verzehrte zur Vesper eine Ziege; da kam ihm ein Knochen quer, er fürchtete zu ersticken und schickte nach Ärzten und Doktoren. Dem, der den Knochen herausziehen würde, versprach er Schätze und grossen Reichtum. Der Kranich nahte vom Berge (oder aus der Luft?), zog den Knochen mit Hilfe seines Schnabels geschickt heraus und forderte sein Honorar. Der Wolf erwiderte: Er möge nur zufrieden sein, seinen Hals unverletzt aus dem Wolfsrachen herausgeholt zu haben.

Die Fabel liegt in folgenden Sammlungen vor: Phädr. I, 8; Leyd. 64; Wiss. I, 9; Rom. I, 8; Vinc. 5 (8); Oxf. 7; Walth. 8; Neckam 1; W_1 8, W_2 7, Berl. 8; Flor. I, 8; Nil. I, 9; LBG. 9; Reimf. I, 9; Hexam. 7; Bern. I. 4; Sherington 28; Sheppei 6.

Die Mehrzahl der genannten Versionen gibt nur die Phädrusauffassung wieder. Der Wolf hatte durch eine Belohnung die einzelnen Tiere zur Hilfe aufmuntern wollen, schliesslich bestimmt er (bei Phädrus und Ademar durch einen Eid) den Kranich zu der Operation. Auf die Frage nach der versprochenen Belohnung wirft der geheilte Wolf dem Kranich Undankbarkeit vor, weil er doch sein Haupt unversehrt aus dem Schlunde herausgezogen habe. Der genaue Nilantische Rom. hält es für nötig, den Grund anzugeben, warum die einzelnen Tiere die Operation nicht vorzunehmen wagen: sie mögen sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen.

Einen anderen Ausgang der Fabel treffen wir in dem Oxforder Rom. Der Storch (!) — dieser erscheint auch bei Odo — entfernt den Knochen: da reisst ihm der Wolf den Kopf vom Rumpfe.

Unter allen übrigen Fassungen ragt einzig die des Dérivé complt. hervor, die deutlich das Löwenkrankheitsmotiv nachahmt, was unser spezielles Interesse insofern verdient, als auch der Erzpriester dieses Motiv zweimal mit einer andern Fabel amalgamiert hat (s. Fabel a und b). Der Wolf erscheint als summus praepositus in cura Leonis, beruft die Tiere und fragt sie um Rat. Der Fuchs empfiehlt den Kranich als Arzt. Der Ausgang ist der gewöhnliche, nur prahlt der geheilte Wolf noch mit seiner Selbstüberwindung: er habe gerade auf einen Kranichbraten einen ganz besonderen Appetit nach seiner Krankheit.

Bei den anderen Versionen beschränkt sich die Erfindungskraft der Bearbeiter auf solche Kleinigkeiten wie: dass nur ein Splitter im

Halse des Wolfes sich festsetzt, dass er Fleisch frisst, in dem ein Knöchelchen sitzt etc.

Sehen wir uns die Übersetzungen an, ob deren Verfasser imstande gewesen sind, den Stoff etwas zu variieren.

Der Isopet I hat nicht übel das Motiv des Kranichs als Arzt oder vielmehr als Ärztin ausgebeutet: Madame Hauteve, la grue, hat ihren Lizentiaten in Montpellier absolviert und macht demgemäss ihren Preis; leider verabsäumt sie aber, sich ein Pfand aushändigen zu lassen.

In der Schilderung des gierigen Schlingers im Isopet II findet man die Worte seiner Vorlage, des Neckam, wieder. Interessanter ist für uns das Erwähnen eines Ziegenknochens als Erreger der Krankheit, weil ja auf einen solchen auch der Erzpriester seine Handlung aufbaut, ja dessen Herkunft ihm bezw. seinen Kopisten so wichtig erscheint, dass er die Ziege in der Überschrift der Fabel anbringt. Da sich im Neckam keinerlei Hindeutung auf das Beutetier findet, so kommt die Einführung desselben auf Rechnung des Übersetzers, der sich ja auch sonst als originell erweist.

Ein ausführlicheres Wort verdient die französische Fassung des Lugdunensis. Wir konstatieren bei ihr aufs neue das Bestreben, die nicht recht befriedigende Erzählung Walthers abzurunden, diesesmal mit besonderem Interesse, weil sie sich damit den Fassungen, die die spröde Fabel zu bessern suchen, dem LBG. und dem Isopet II, zugesellt und so den Gedanken einer den Fabeln immanenten Entwicklungstendenz, die den poesievollen Dichter geradezu zur Ausgestaltung zwingt, aufs neue klar hervortreten lässt. Wie bei der Hund-Schattenfabel lässt der Autor uns eine ganze Vorgeschichte miterleben. Der Hunger treibt den Wolf aus seiner Höhle. Wehe dem, der ihm jetzt begegnet! Ein Stier, der auf einer Wiese weidet, ist das erste Opfer seiner Hungerraserei und wird in den kalten (sic!) Magen begraben. Aber der Schlund des Wolfes ist durch das lange Fasten ganz eng geworden, und so bleibt ein zu grosser Bissen (vom Knochen ist erst später die Rede) im Halse stecken. Ärzte werden aufgeboten, Tiere und Vögel versammeln sich und schlagen den Kranich vor. Der weitere Verlauf ist der bekannte.

Wie wir schon sahen, tritt bei dem Erzpriester als Beute nicht ein Ochse, sondern eine Ziege auf; aber die Szenerie, die der Lyoner Anon. voraussetzt, wird ihm vorgeschwebt haben, als er schrieb: fases como el lobo doliente en el vallejo. Das Beutestück jedoch reizte seine Kritik. Ein Wolf auf einen Stier? Da kannte er doch die Naturgeschichte zu gut und schnell änderte er: eine Ziege, welches Tier sich ja der Wolfvorstellung zwanglos assoziiert. Um den enormen Hunger des Wolfes dann zu malen, setzt er humorvoll hinzu: Aber das war nur ein Vesperschmaus! Das Aufbieten der Ärzte und Magister

erinnert an den gleichen Zug des Isopet I. Sprachlich unklar ist, ob der Helfer aus der Luft, oder vom Berge herabkommt; de somo del alteza kann beides bedeuten. Kurz und gut, der Wolf ist gesund und gesund genug, setzt der Erzpriester mit einem gutmütigen Lächeln hinzu, um gleich wieder Appetit zu verspüren.

Die Antwort des Genesenen ist die wörtliche Übersetzung des Französischen:

. . . yo non te pudiera tragar
El cuello con mis dientes, si quisiera apertar?
zu: Pansa[1]) que je te puisse mordre
Et ton grand col dou burc estordre,

während die Frageform an Walther erinnert:

Nonne tuum potui morsu procidere collum?

Ebenso hat der Erzpriester das Französische:

Or recoignois de moi ta vie,
Ne me querir autre guierdon,
Ta vie tient per mout grant don.

und das Lateinische:

Ergo tibi munus sit tua vita meum

in dem Spanischen:

Pues seate soldada, pues non te quise matar

zu einer neuen Einheit glänzend verwoben.

Wenden wir uns jetzt kurz der Frage des Epimythions zu! Die Fabel steht, wie erinnerlich, zur Erläuterung der Todsünde des Geizes bei Roiz. Sämtliche Sammlungen legen das Gewicht ihrer Moral auf das Wohltun an Unwürdigen und den daraus notwendig resultierenden Undank oder gar Schaden. Der Rom. LBG. steht allein etwas abseits gemäss seiner Darstellung: ‚So machen es alle Reichen und Stolzen mit den Armen in ihrem Dienst; es scheint ihnen, dass diese genügend Lohn empfangen für ihre Mühe, wenn sie unter ihnen leben dürfen und mit zarter Hand von ihnen geleitet werden.‘ Im Grunde hat der Erzpriester den Sinn der Fabel genau wie die grosse Menge der Sammlungen erfasst, wie aus den Strophen vor und nach der eigentlichen Fabel hervorgeht: er wirft Amor sein verändertes Benehmen vor und nach der erhaltenen Wohltat vor. Seine Moral gibt wörtlich Walthers Distichon wieder:

---

1) Zum Verständnis des Verses, den Foerster in seiner Ausgabe als unklar bezeichnet, möchte ich die Vermutung äussern, dass zu lesen ist:

pans͡e a (mit Elision wie 454 qu͡e a)
↑
imperativ.

Damit kommen wir zu einem sehr glatten Sinn.

Nil prodest prodesse malis; mens prava malorum
Immemor accepti non timet esse boni
zu: En faser bien al malo cosa nonl aprovecha
El buen conoscimiento mal omen lo desecha.

Aber ist das eigentlich eine Moral gegen den Geiz? Offenbar nicht; im Gegenteil, man könnte sie leicht als eine Aufforderung deuten, mit der Verwendung seiner Besitztümer vorsichtig umzugehen. Dieser Punkt kann es uns vielleicht psychologisch verständlich machen, warum die ganze Fabel, trotz mancher hübschen Züge, zu den weniger gelungenen des Libro de buen amor gehört — denn sie erreicht zweifellos nicht die Frische des Lyoner Anon. und wir sind doch gewohnt, die Roizsche Fabel als einen, wenn nicht den Höhepunkt der Ausgestaltung zu erkennen.

Ich meine, der enge Rahmen der 7 Todsünden war es, der die Gestaltungsfreiheit des Erzpriesters hemmte. Bei der vorigen Fabel fügte sich die Sünde dem Vorgang so ausgezeichnet, dass der Dichter die Fesseln gänzlich vergessen konnte, aber bei der Darstellung des Geizes? Welche Fabel hätte er wählen sollen? Schliesslich entscheidet er sich für die vom Wolf und Kranich, die eigentlich gegen den Undank gerichtet ist, und zwängt sie in den Rahmen hinein; aber das Gefühl, ‚hier stimmt etwas nicht', lähmt seiner Phantasie die Flügel. Das Ergebnis ist demgemäss unbefriedigend, und der Zweck wird auch nicht erreicht, da absolut kein Widerwillen gegen den Geiz gepredigt wird.

Die eben vorgetragene Auffassung könnte mit Recht als gar zu subjektiv verurteilt werden, wenn sie sich nicht durch folgende Ausführungen erhärten liesse.

Der Dichter kommt in seinem Schema nun zu dem Laster der Wollust, wir erwarten, sie in der gewohnten Weise durch einige historische Beispiele und eine Fabel illustriert zu sehen, bemerken aber, dass die Fabelstelle durch ein paar Anekdoten von dem Zauberer Vergil eingenommen ist, und die Fabel erst hinterher kommt. Was läge näher, als anzunehmen, dass der Erzpriester sich des Misserfolges seiner Bemühungen bei der vorigen Fabel in der angegebenen Weise bewusst geworden war und bei der luxuria sich mit einem etwas ausgeführteren Schwank begnügen wollte, da die Fabelliteratur ihm nichts hierher Passendes zu enthalten schien? Da er nun aber merkte, dass sein schönes System ein Loch bekam durch das Fehlen der Fabel, entschloss er sich zu einem andern Ausweg, auf den schon mancher Fabelkompilator verfallen war: er ersann ad hoc selbst einen Apolog. So scheint sich mir die Entstehung der Fabel vom Adler und Jäger, mit der Roiz in der ganzen Fabelliteratur allein dasteht, am zwanglosesten zu erklären. Ehe ich auf sie eingehe, möchte ich voraus-

schicken, dass sie ebenfalls keine ganz genaue Illustration der luxuria ist, sondern, unter Abbiegung des Gedankens, die Gefahr der Selbstvernichtung durch Versinken in der Wollust nahe rückt. Auf die Wollust selbst einen Vorgang des Tierreiches zu beziehen, ist dem Erzpriester nicht gelungen und dürfte in der Tat schwer möglich sein.

Fabel 7. Enxiemplo del aguila e del cazador. Str. 270ff.

Der Königsadler sitzt auf einem Baum und beobachtet alle andern Vögel; unten aber, auf der Erde, schleicht der Bogenschütze umher und liest sorgsam jede herabfallende Feder auf. Geschliffene Pfeile und Bolzen beschwingt er mit den Adlerfedern, geht auf die Jagd und trifft den Adler in die Seite. Der verletzte Aar besieht sich die Wunde und erkennt, dass es seine eigenen ausgefallenen Federn sind, die ihn nun dem Gespött preisgeben. Schmerzlich bewegt sagt er zu sich selbst: ‚In mir selbst wurde der Feind gross, der mir nun das Leben raubt!'

Das ganze Bild, ausgehend von der Königsmacht des Adlers — gemäss dem Bullenbeisser oben spezialisiert der Erzpriester auch hier und setzt den aguila cabdal, den Königsadler — ist trefflich geschaut und wiedergegeben. Vornehmlich der Gegensatz zwischen der ruhigen Majestät des Königs der Vögel und dem schlau berechnenden Menschen ist ganz hervorragend; wie klein erscheint der allgewaltige Mensch, wenn jede kleine Adlerfeder wertvoller für ihn ist als ein Weiberrock. (Der letztere Vergleich darf uns nicht verletzen, ähnliches kam schon öfter vor s. p. 22). Auch die Schilderung, wie der Jäger schiesst und trifft, besonders aber, wie der Aar resigniert, ohne Klagelaut, in wahrhaft königlicher Pose sich Rechenschaft gibt, ist sehr wirkungsvoll.

Man muss es wahrlich bedauern, dass Roiz sich nicht häufiger in der Neuschaffung von Fabeln versucht hat; er war entschieden der Mann dazu, auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten! Freilich das Einordnen in einen Zusammenhang war nicht seine Stärke, wie ja überhaupt die Logik nicht. So bringt auch unsere Fabel im Zusammenhang nicht die gewünschte Wirkung hervor. Der klaffende Gegensatz zwischen dem Menschen, der durch die Wollust zugrunde geht, also durch eigene Schuld, und dem Adler, der ohne eigenes Zutun die Federn verliert, die dann niedrige Berechnung zu seinem Schaden nutzt, ist für den Leser zu augenscheinlich. Dieses Gefühl der Unzufriedenheit wird noch verstärkt dadurch, dass der Erzpriester den Adler als bedauernswert hinstellt, wodurch er das gerade Gegenteil seiner Absicht erreicht.

Fabel 8. Enxiemplo del pavon e de la corneja. Str. 285ff.

Roiz: Die Krähe sieht den Pfau sein Rad schlagen und, um ebenso schön zu sein, rupft sich die Törin die schwarzen Federn aus:

aus Neid. Mit Hilfe von Pfauenfedern macht sie sich ein neues Gewand zurecht. Die verpfaute Krähe (graja empavonada) war töricht genug, ihre Schwestern, die besser waren als sie, zu verlassen und sich mit den jungen Pfauen zusammenzuschliessen. Der Pfau aber erschrak über einen solchen ‚Sohn', erkannte den Betrug, riss ihr die Federn aus und warf sie auf den Misthaufen. Schwärzer als ein Igel erschien die Krähe.

Man findet dieselbe Fabel an folgenden Orten: Phädr. I, 3; Leyd. 26; Wiss. II, 4; Rom. II, 16; Vinc. 13 (17); Oxf. 27; Monac. 18; Bern. II. 18; Walther 35; Neck. 12; W_1 35, W_2 34, Berl. 34; Flor. II, 15; LBG. 58; Bern. I, 9; Odo 66 (s. a. 25); Sheppei 9.

Vorbemerkung: Ich setze die verschiedenen Namen für die Familie der Corvidae (Ordnung Sperlingsvögel), die nur irrelevante Unterschiede andeuten, Rabe, Krähe, Dohle (Corvus, cornix, graculus) ohne weiteres gleich[1]).

Der Gang der Handlung bei Phädrus und seinen Nachahmern ist folgender: Die Dohle sucht die dem Pfau ausgefallenen Federn auf und schmückt sich damit. Die Ihren verachtend mischt sie sich unter die Schar der Pfauen. Diese aber fallen mit den Schnäbeln über den unverschämten Vogel her und reissen ihm die geborgten Federn aus. Traurig kehrt er zu seinen Stammesgenossen zurück, wird aber auch von ihnen zurückgewiesen; eine erfahrene Dohle stellt der hochmütigen und gestraften Schwester die Torheit ihres Benehmens vor.

Im Romulus tritt in dem Benehmen der Dohle insofern eine Änderung ein, als sie sich scheut, zu den Ihrigen so kümmerlich zurückzukehren, die sie in ihrem Schmuck geschreckt (sic!) hatte. Dieses verfeinerte Gefühl drückt der Weissenb. Rom. sogar in einem kurzen Zwiegespräch aus. Im Oxf. Rom. fehlen die Vorwürfe der andern Dohle gänzlich.

Im Bern. II treffen wir zuerst auf die ganz logisch abgeleitete Vorstellung, dass nicht nur die geborgten, sondern auch die eigenen Federn der Krähe den wütenden Schnabelhieben der Pfauen zum Opfer fallen: usque ad mortem verberatus, nudatus et non tantum alienis, sed etiam propriis. Dieselbe Konsequenz hat auch der Walther Anglicus gezogen. Er verbindet das nudare mit dem schlecht passenden verbere, ferner ändert er vollkommen den Schluss insofern, als das

1) Im Bern. I tritt die Fledermaus als Heldin der Fabel auf, vielleicht weil sie auf den Beschauer den Eindruck eines gerupften Vogels, wie ihn die Fabel schildert, macht; wir hätten dann eine Art ätiologische Fabel vor uns. — Nebenbei setzt sich diese Sammlung zu den Parallelen in Gegensatz durch die doppelt unterstrichene Frechheit der Krähe, die ein Gefühl der Beschämung den Schwestern gegenüber gar nicht aufkommen lässt: at ille non expavescens, nec erubescens.

nackte Tierchen sich vor den Genossen zu verbergen sucht, um erst seine Scham geringer werden zu lassen — die weitgehendste Durchbildung des oben erwähnten, sympathischen Zuges. Aber eine andere Krähe sendet ihm ihre grimmerfüllten (dirus, var. torvus) Worte nach, in denen auch noch einmal auf die Unbekleidetheit (nec sine veste fores) angespielt wird. Ausgegangen ist die Vorstellung des gänzlichen ‚Rupfens' von dem eripiunt des Romulus, das dort freilich nur die oberflächlich befestigten fremden Federn meint.

Die Übersetzung des Isopet I verwendet auch den Zug, dass der eitle Rabe seine eigenen Federn wie die fremden einbüsst. Aber die ganze Einkleidung ist durchaus verändert. Wir haben einen starken Einfluss des Tierepos in ihr festzustellen und müssen diesem in einem Exkurs nachgehen[1]).

1) Zwischen 1319 und 1322 war das kolossale Kompendium der mittelalterlichen Bildungsinteressen ‚Renart le Contrefait' in seiner ersten Fassung in Troyes entstanden. Dort wird unsere Fabel in folgender Gestalt mitgeteilt (Robert gibt an: Ms. de la Bibl. du roi 6985. 3 f°. 129): Der Adler, der König der Tiere, befahl seine Untertanen zu Hofe. Alle folgten dem Gebot, auch Dampt Thiesselin, der Rabe. (Zu dem Namen vgl. Rom. de Renart II, 858, ed. Martin.) Ihm kommt in der reichen Hofversammlung seine Hässlichkeit zum Bewusstsein, und er hofft sie, durch Aufsammeln der Federn reicher bedachter Vögel beseitigen zu können. — Man sieht, es ist nur eine Vorgeschichte zu der Fabel hinzuerfunden im Stile des Tierepos.

Genau derselben Einkleidung, die durch die Vorlage, den Walther, in nichts angedeutet ist, begegnen wir in dem Pariser Isopet I. Sire Tiercelins (sic!) li corbiaux bemerkt in einer Vogelversammlung, dass er der hässlichste unter allen Vögeln ist; er beschliesst, die schönsten Federn der anderen Stammesgenossen zu entwenden, und, mit ihnen angetan, erscheint er bei der zweiten Versammlung. Er glich einem Pfau und gesellte sich, die anderen verachtend, zu diesem. Der Pfau aber merkte den Betrug, beraubte ihn seines erborgten Kleides und hätte ihn fast getötet. Der Rabe bleibt nackt am Platz. Aus Scham mochte er mit den anderen Vögeln nicht wieder zusammen kommen, aber der Pfau — sonst war es stets ein Geschlechtsgenosse — sendet ihm eine lange Moralpredigt nach über den Fall, den Eitelkeit im Gefolge hat.

Ein Zufall kann die gleiche Einkleidung nicht hervorgerufen haben, eine Fassung ist also von der anderen abhängig. Dass der Isopet der entlehnende ist und nicht etwa umgekehrt, geht schon aus dem epischen Namen des Raben und der Einführung der Vögelversammlung, die dem Stil der Fabel widerstreiten, hervor; ferner aus der Tatsache, dass sich der Isopet damit vom Walther ganz erheblich entfernt. Man kann dieses Faktum für die Chronologie des Pariser Isopet ausnützen und behaupten, dass er frühestens gleich nach 1322 entstanden ist, wahrscheinlich etwas später, als der ‚nachgeahmte Renart' gerade von Mund zu Mund ging. Mit dieser Ansetzung verträgt sich aufs beste die Datierung, die Robert auf Grund ganz anderer Kriterien vorgenommen hat: er verlegt die Entstehung in das Jahr 1333, worin ihm Hervieux beistimmt.

In der Lyoner Übersetzung treten, abweichend vom Walther, mehrere Pfaue, sogar redend auf. Sie alle fallen über die Krähe her:

nu lo laissent si que fol samble.

Von den Ihrigen erwartet diese keinerlei Mitleid, sie flieht darum, aber vergebens. Nicht nur beissenden Spott der jüngeren Schwestern: ‚Werter Herr Pfau, wo habt Ihr denn Euer Gefieder? Ihr habt es gewiss einem armen Spielmann geschenkt, Eures Rufes halber!‘ oder: ‚Er hat es gewiss aus Liebe verspielt!‘ oder: ‚Nein, das hängt an der Stange, er hat es für Feiertage reserviert!‘ muss sie erdulden, sondern auch die wohlgemeinten Reden einer verständigeren. Der Spott ist in den einzelnen Wendungen allerliebst ausgeführt und zeigt wieder die Originalität des Lyoner Dichters im besten Lichte.

Das gleiche lässt sich von dem Sammler des Dérivé complet sagen, der diesesmal seine schöpferische Kraft in ganz ähnlicher Weise betätigt, wie wir es hernach den Erzpriester tun sehen werden — ein neuer Beweis dafür, dass spontan ähnliche Resultate bei ähnlicher Grundlage gezeitigt werden können. Es wurde bereits aus dem vorstehenden deutlich, dass Walther und seine beiden Übersetzer die Strafe an dem eitlen Vogel so energisch vollziehen lassen, dass er, auch seiner eigenen Federn beraubt, liegen bleibt. Mit einer leisen Verschiebung des Gedankens kann man die Fabel sehr bereichern, und diesen Schritt haben der LBG. und der Erzpriester von Hita getan: Sie lassen den Vogel, ehe er das neue Gewand anlegt, das alte ausrupfen. Der LBG. schreibt: Depositis propriis pennis penitusque evulsis . . . Pavonis pennas artificio . . . sibi adaptavit. Über die technische Möglichkeit des artificium scheint sich der Verf. kein Kopfzerbrechen gemacht zu haben, ebensowenig wie Juan Roiz. Die weitere Ausführung des LBG. bringt den neuen Zug, dass der Rabe, der von den Pfauen verachtet wird, seinen Schmuck ab- und sein altes Gefieder wieder anlegt, aber nun auch von den Seinigen geächtet wird. Durch die erneute Gleichgültigkeit der Wahrscheinlichkeit gegenüber wird der Fabel der versöhnende Schluss, dass der Rabe doch wenigstens körperlich wieder existenzfähig wird, gegeben, der, streng genommen, bei dem Erzpriester fehlt.

Ähnlichkeit mit ‚Renart le Contrefait‘ hat Odos 25. Fabel. Die Krähe beklagt sich beim Adler über ihre Hässlichkeit und erhält die Erlaubnis, sich alle möglichen Federn anzustecken. Dadurch wird sie so übermütig, dass der Adler auf die Beschwerden der anderen Vögel hin, seine Erlaubnis wieder zurücknehmen muss. — Von derselben Grundlage geht seine 66. Fabel aus. Der Pfau verschenkt aus Gutmütigkeit eine Feder nach der anderen, bis er selbst nackt dasteht.

Die Krähe, die schwarze, um so weiss zu sein, wie der Pfau (doch s. u.), rupft sich, wie im LBG., die Federn aus und legt das Pfauengefieder an. Der Pfauenvater straft sie, und sie erscheint wieder schwarz wie ein Igel! Zunächst denkt man der Erzpriester habe den kleinen Zug, dass die Krähe ihre alten Federn wieder anlegt, zu erzählen vergessen. Aber wenn man die ganze Komposition der Fabel ansieht, so bemerkt man, dass hier nicht der einzige Widerspruch klafft. Der Pfau ist nach dem Obigen zunächst durchaus als ein weisser Pfau vorgestellt, womit der Erzpriester sich in Gegensatz zu seinen Vorlagen setzt, was ja öfter, gerade wenn es sich um Spezialisierung eines Begriffs handelt, vorkommt. Aber neu ist doch für uns, dass er diese veränderte Prämisse vergisst, und das tut er zweifellos, wenn er schreibt: Vidóse bien pintada, womit er deutlich den Lyoner Anon. wiedergibt:

Mout ere de mirolaz pointe
Et de diverses colours tointe.

Das Zusammentreffen dieser Unebenheiten bei einer Fabel berechtigt uns zu dem Urteil, dass an ihr die letzte Feile fehlt. Trotzdem wollen wir uns nicht den Geschmack an ihr verderben lassen, denn unter allen bisher behandelten Fabeln lässt sie uns am besten den Humor des Erzpriesters erkennen, der auch gelegentlich zur gutmütigen Satire wird. Die graja empavonada — ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich für dieses Wort, das im modernen Spanisch nur übertragen (refl.) in der Bedeutung ‚sich brüsten' gebraucht wird, hier eine durchaus konkrete Bedeutung annehme; es erscheint mir sehr wahrscheinlich, dass das Wort, das seinen Ursprung in unserm Fabelstoff genommen haben muss, eine Schöpfung des Erzpriesters ist — also die Krähe, als Eindringling in die Pfauenfamilie aufzufassen, deren natürlicher Vertreter, der Pfauenvater von seinem Hausvaterrecht gründlich Gebrauch macht, ist sehr glücklich; an der Derbheit, dass er den falschen Pfauensprössling auf den Misthaufen wirft, dürfen wir uns nicht stossen, weil sie zur Komik des Mittelalters unerlässlich ist, und dann, weil der Misthaufen durchaus zur Lokalität passt und überleitet zu dem Vergleich mit dem Igel, der ein ländliches Milieu voraussetzt. Ganz entzückend ist geschildert, wie das eitle Tier die Epilierung der Federn vornimmt und nicht nur dem Gesicht, sondern auch den Augenbrauen ein sorgsames Interesse entgegenbringt. Ein feiner Seitenhieb auf die Frauen liegt darin, dass der Vogel nicht nur aus eigener Kraft schön ist (fermosa e non de suyo).

Obwohl das Herausarbeiten seiner Besonderheiten Roiz von seiner Vorlage ziemlich weit abführte, finden sich noch wörtliche Anklänge an den Lyoner Anonymus; so abgesehen von dem Obigen der folgende:

Quien quiere lo que non es suyo
zu: En autrui bien quiert son profit
Cil cui sa chose ne suffit.

Um die Fabel gut in seinen Zusammenhang einzufügen — er will den Neid illustrieren — erfindet der Erzpriester den einleitenden Zug, dass die Krähe gerade dabei ist, als der Pfau sein Rad schlägt und sich vor Neid nicht zu lassen weiss. Woher sie dann die Pfaufedern bekommt, teilt er nicht mit.

Lebenslauf.

Ich, Otto Tacke, ev.-luth., geb. am 9. Dezember 1887 zu Hannover, als Sohn des kgl. Eisenbahndirektors Tacke, besuchte das kgl. Kaiser-Wilhelms-Gymnasium meiner Vaterstadt und verliess dasselbe zu Ostern 1906, um romanische und germanische Philologie zu studieren. Im Laufe meiner 10semestrigen Studienzeit hielt ich mich an vier verschiedenen Universitäten auf: in München, Bonn, Leipzig und Breslau, verweilte auch, während eines Ferienkurses, an der franz. Universität Grenoble. Ich hatte so Gelegenheit, die folgenden Herren Dozenten zu hören:

München: Breymann, Güttler, Hartmann, Jordan, v. d. Leyen, Simon.
Bonn: Franck, Funaioli, Solmsen, Trautmann, Wilmanns †.
Leipzig: Birch-Hirschfeld, Brugmann, Cohen, Heinze †, Hirt, Köster, Sievers, Volkelt, Weigand, Wundt.
Breslau: Appel, Gercke, Koch, Kühnemann, Pillet sen., Siebs, Skutsch, Stern, Ziegler.

Allen den genannten Herren spreche ich an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aus, besonders aber drängt es mich, meines hochverehrten Lehrers, Herrn Professor Appel, der die vorliegende Arbeit in der aufopferndsten Weise mit seinem Interesse begleitete, mit aufrichtiger Dankbarkeit zu gedenken.